

Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 67. Bromberg, den 14. April 1926.

Pieter Mörs' Erbschaft.

Roman von Hans Hermann Richter.

(10. Fortsetzung.)

„Ist der alte Flügge denn verrückt geworden," überlegte Meyer. „Der kommt doch sonst immer zu Fuß gelaufen."

Gleich darauf wurde die Tür aufgerissen. Der Rat traute seinen Augen nicht. Das war ja Pieter Mörs.

„Tag, Herr Justizrat, da bin ich," brüllte Pieter in die Stube, „und jetzt wollen wir Erbschaft machen."

„Schön' guten Tag, Herr Mörs. Ist gut, daß Sie da sind. Mit der Erbschaft ist das schon wieder faul," begrüßte ihn der Justizrat.

Pieter Mörs stellte sich breitspurig hin.

„Das gibt's nich; der Erbe bin ich, das ist nich zu ändern. Ich brauche das Geld nämlich!"

„Ja, wenn aber ein anderer das Testament angefochten hat?" fragte Meyer.

„Der soll nur kommen; dem will ich schon Bescheid sagen!" drohte Pieter Mörs. „Diesmal lasse ich mich nicht ins Bockshorn jagen!"

Da zeigte ihm Meyer Jakobis Telegramm.

„Das is Schwindel", erklärte Pieter Mörs. „Es steckt wieder ein Weibsbild dahinter, und mit Weibern is das immer Schwindel."

„Also wollen Sie jetzt nicht mehr freiwillig verzichten, wenn jemand kommt und Ihnen dreinreden will?"

„Nein", sagte Pieter. „Das will ich ganz und gar nicht. Jetzt machen wir einen Prozeß."

„Soweit ist das ja noch nicht", beruhigte ihn der Justizrat. „Wir müssen erst einmal sehen, was der für Beweise hat!"

„Gibt's gar nicht!" Pieter Mörs blieb halsstarrig.

„Nun wird das wieder eine Weile dauern", fuhr der Justizrat unbeirrt fort. „Wir müssen warten, bis dieser Rechtsanwalt Jakobi schreibt oder hierherkommt."

„Darauf kann ich nich warten", bockte Pieter. „Ich muß das Geld haben."

„Warum denn?"

„Ich will es jemand schenken."

„Alles?"

„Nee, nur so viel, was sie braucht, damit sie von den fremden Leuten weggehen kann, wo sie sich mit dem Kinde herumärgern muß, und wo sie schlecht behandelt wird."

„Wer wird schlecht behandelt und wer muß sich herumärgern?"

„Die Eva Meinert."

„Und der wollen Sie das Geld schenken? Pieter Mörs, Sie sind noch genau so ein Esel wie vor zwei Monaten."

Pieter schlug auf den Tisch.

„Ist Ihnen das vielleicht nicht recht?"

„Mir schon", war die Antwort, „aber wie ich Fräulein Meinert zu kennen glaube, läßt sie sich kein Geld schenken."

„Warum denn nicht?"

„Weil sie zu stolz dazu ist", erklärte Meyer, „sie will selbst verdienen."

„Ja, stolz ist sie schon, ob sie mich vielleicht auch nicht heiraten will?"

„Das schon eher", überlegte der Rat, „aber das müssen Sie sie selber fragen."

Pieter Mörs dachte nach.

„Ich habe eine Idee, da muß ich sie gleich einmal fragen."

„Ist sie denn hier?"

„Nee, aber in Rotterdam, da fahre ich eben hin. Ich mache es wie Klas Ovendale von Groningen. Ich nehme sie mit nach Hamburg und werde Knecht auf einem Fischkutter, dann kann sie in Blankenese sitzen oder in Cuxhaven und wir sind zusammen, wenn ich nicht auf See bin."

„Und der Prozeß?"

„Der Prozeß wird gemacht! Schreiben Sie mir nach Rotterdam, wenn ich eine andere Adresse habe, werde ich's sagen."

Ehe der Justizrat noch etwas sagen konnte, war er hinaus.

„Fahr' nach Hause", rief er den Kutscher an, „und sag' Christian Flügge, ich müßte fix einmal nach Rotterdam, meine Kluft soll er schicken, wenn ich schreibe!"

Und dann lief er, was er konnte, zur Fähre hinunter.

*

Pieter Mörs stand wieder in Rotterdam vor dem Hotel und wartete auf Eva. Hinein wagte er sich immer noch nicht. Dieses Mal hatte er aber mehr Glück; sie kam bald und hatte die kleine Ines an der Hand. Er ging gleich auf sie zu und sprach sie an.

„Tag, Fräulein Eva, ich muß Sie was fragen."

„Tag, Herr Mörs. Fragen Sie ruhig."

„Ich muß Sie aber allein etwas fragen", sagte Pieter mit einem mißtrauischen Blick auf die Kleine.

„Ines, geh noch zur Mama und lerne eine halbe Stunde. Ich komme dann, und hole dich", sagte Eva.

Artig gab Ines Pieter die Hand, sagte „Auf Wiedersehen, Herr Matrose", und ging ins Hotel zurück.

Eva und Pieter waren allein. — Jetzt wurde es dem braven Pieter aber ganz kläglich zumute. So oft hatte er sich während der langen Fahrt überlegt, was er sagen wollte, und nun wußte er kein Wort mehr. — „Ja, Herr Mörs", ermunterte ihn Eva, „wie kann ich Ihnen helfen?" — Helfen sollte sie ihm gar nicht; er wollte ihr helfen. Endlich hatte er den toten Punkt überwunden. — „Unser Vollschiff ist nun lange unterwegs nach Hamburg, und in ein paar Tagen ist es da, und auch der Klas Ovendale aus Groningen ist da", begann er. — „Und Sie sind noch hier?" unterbrach sie ihn erstaunt. — „Ich habe abgemustert", erklärte er, ließ sich aber nicht beirren. „Wenn der nach Hamburg kommt, will er die Martje heiraten, und ich habe ihm einen Regulator versprochen zur Hochzeit. Der Klas will in Hamburg abmustern und auf einen Ewer gehen als Fischmann, und die Martje soll in Blankenese wohnen. Ob das geht?" Er sah sie scheu an.

Eva verstand nicht, vorauf er hinaus wollte.

„Natürlich geht das; sie werden sicher dann glücklich werden, sich gut vertragen."

„Wo sie doch aber kein Geld haben?"

„Wenn zwei sich lieb haben, geht's auch ohne Geld, wenn der Mann arbeitet und die Frau fleißig und sparsam ist."

Pieter Mörs war noch nicht fertig.

„Da bin ich in Pelle gewesen und habe mit dem alten Meyer gesprochen, wegen der Erbschaft", fuhr er fort.

„Sie waren in Pelle?"

„Ja, gestern."

„Wollen Sie denn endlich die Erbschaft annehmen?"

„Ich schon, aber es ist wieder etwas dazwischen gekommen; da hat sich ein anderer Erbe gemeldet, und nun gibt's einen Prozeß."

„Wer hat das gesagt?"

„Meyer."

„Nun ist es schlimm", meinte Eva. „Aber einen Teil wird man Ihnen nicht absprechen können."

„Davon hat Meyer nichts gesagt; vielleicht will die Erbin alles haben; sie hat sogar einen Rechtsanwalt."

„Pfui, wie gemein", entrüstete sich Eva. „Sie hätte doch erst mit Ihnen sprechen müssen. Wer ist es denn?"

„Das weiß ich nicht", entgegnete Pieter. „Aber deshalb bin ich eigentlich nicht gekommen. Ich wollte bloß fragen, ob —" Donnerwetter war das schwer.

„Na", ermunterte Eva.

„Ob Sie meine Frau werden wollen", platzte er heraus und blieb erschrocken stehen.

Eva erschrak und wurde ganz rot. Oft genug hatte sie an Pieter Mörs gedacht, und sie glaubte auch, daß sie ihn gern habe, aber das kam zu unverhofft.

„Wenn Sie nicht wollen, gehe ich wieder auf See," sagte Pieter, der ihr Zögern falsch deutete. „Aber ich dachte, wenn's bei Klas Ovendale geht, dann geht's bei mir auch." Er wollte sich verabschieden. — „Pieter. schrecklicher Mensch, bleibe doch, ich will ja!" rief Eva ängstlich, denn sie sah ihn im Geiste schon wieder draußen auf See.

„Na, dann ist's gut, dann bin ich also jetzt Bräutigam."

Sie waren auf ihrem Wege in die Anlagen gekommen, und weit und breit war kein Mensch zu sehen; da faßte Pieter Eva um die Taille und gab ihr einen Kuß.

„So", sagte er, „nun hat das seine Ordnung, und wir gehen nun nach Hamburg, und ich gehe auf einen Ewer."

„Und ich gehe nach Rio de Janeiro, da werde ich viel Geld verdienen", sagte Eva.

„Nee", widersprach Pieter, „deshalb heiraten wir doch, damit du nicht mehr bei den Leuten zu bleiben brauchst, wo du so schlecht behandelt wirst und das Kind dich ärgert."

„Aber sie sind wirklich sehr nett, und Ines ist so artig", versicherte Eva, „da brauchst du keine Angst zu haben." — Sie sah nach drüben.

„Jetzt muß ich aber rasch ins Hotel, sonst haben sie Angst um mich", rief sie. „Heute nachmittag mache ich mich frei, dann wollen wir weiter sprechen."

Im Hotel wartete eine Überraschung auf Eva.

„Ein Herr sitzt im Salon und möchte Sie sprechen", meldete ihr der Portier.

Als sie eintrat, stand ein eleganter Herr auf, nahm die Aktenmappe vom Tische und trat ihr entgegen.

„Fräulein Eva Meinert?"

„Die bin ich."

„Ich bin der Rechtsanwalt Jakobi aus Hannover und stehe im Auftrage Ihrer Frau Tante hier."

„Ist die Tante krank geworden?" fragte Eva ängstlich.

„Durchaus nicht, das gnädige Fräulein erfreut sich des besten Wohlbefindens. Aber wie alte Damen so sind, hat sie, da Sie eine so weite Reise antreten wollen, es für richtig gehalten, mich aufzusuchen, und ihren letzten Willen mit mir zu besprechen."

„Die gute Tante", sagte Eva, „sie hat doch selbst nichts, wozu braucht sie ein Testament?"

„Es handelt sich auch nicht direkt um die Erbschaft, sondern um eine Frage, die Sie betrifft, und die Ihnen nicht vorenthalten werden soll."

„Sie machen mich neugierig." — Der Rechtsanwalt kramte eifrig in seiner Tasche. —

„Hier ist ein Schriftstück, das Ihre selige Mutter Ihrer Tante hinterlassen hat mit dem Auftrage, Ihnen davon nur Kenntnis zu geben, wenn sie es für gut hielte. Es ist eine Verhandlung vor dem Scherif von Neuglasgow, in der zu Protokoll genommen worden ist, daß der Kolonist Meinert die außereheliche Tochter seiner Ehefrau Maria, geborene Ruttenscher, an Kindesstatt angenommen hat. Diese Tochter Eva sind Sie. — „Das ist nicht wahr!" schrie Eva. — „Es ist wahr," erwiderte der Rechtsanwalt, „die Aktenstücke sind echt; ein Zweifel ist unmöglich. Das Protokoll nennt auch Ihren Vater. Es ist der damalige Matrose Jakobus Mende, aus Husum gebürtig, der aber schon vor Ihrer Geburt verschollen war." — „Nein, nein," schrie Eva, „ich habe untrügliche Beweise, daß sich die Sache ganz anders verhält." — „Die Beweise werden mich sehr interessieren," sagte Jakobi. — „Der Matrose Mende ist nicht verschollen gewesen, sondern vor etwa einem Jahre in Deutschland gestorben." — „Das wissen Sie?" — „Ich weiß noch mehr. Er ist als reicher Mann in Pelle an der Weser gestorben und hat das ganze Vermögen dem Sohne seiner Schwester hinterlassen." — „Stimmt ganz genau," pflichtete ihr Jakobi bei. — „Nun hat sich aber die angebliche Tochter Jakobus Mendes gemeldet, und ihm das Erbe streitig gemacht." — „Die möchte ich sehen," sagte Jakobi. „Vor wenigen Tagen war der, der erst aus gewissen Gründen sein Erbe in Pelle nicht antreten wollte, in Pelle, und da wurde ihm der Einspruch mitgeteilt."

„Das mag sein," entgegnete Jakobi. „Vorgestern habe ich in Pelle gegen eine Veränderung des Bestandes der Erbschaftsmasse in Ihrem Namen Verwahrung eingelegt, um formell Ihr Recht zu wahren. Die Erbin sind Sie."

„Das haben Sie getan?" fuhr Eva auf. „Und dann noch in meinem Namen?"

„In Wahrung Ihrer Interessen", berichtigte sie der Anwalt. „Den Auftrag gab mir Ihr Fräulein Tante."

„Aber das ist ja entsetzlich; dann bekomme ich ja einen Prozeß mit Pieter Mörs."

„Wenn er nicht freiwillig verzichtet, wird sich das nicht vermeiden lassen. Aber ich möchte Ihnen eine Einigung vorschlagen, die den beiderseitigen Interessen entgegenkommt. Schlagen Sie ihm eine Teilung des Erbes vor."

Plötzlich leuchtete es in Evas Augen auf.

„Wie groß ist denn die Erbschaft?"

„Ich habe hier einen Auszug aus dem Testament, der mir zur Verfügung gestellt wurde."

Rechtsanwalt Jakobi reichte Eva das Blatt hin. Sie las:

„Villa in Pelle, Anteile an einer Goldwäscherei, Wert 120 Millionen Dollar, Stadthaus in Rio 120 Millionen Dollar, Bargeld 20 Millionen Dollar."

„Die Werte haben sich schon zu Ihren Gunsten verändert, besonders das argentinische Kapital hat sich durch kluge Transaktionen fast verdoppelt."

Eva las weiter.

„Besitzungen unverkäuflich, Verpflichtung: Rodrigo Lopez und Manuel Carrera, sowie Christian Flügge in ihren Stellungen zu belassen." — „Einen Augenblick, Herr Rechtsanwalt, kommen Sie doch einmal mit."

Sie ging rasch voran, die Treppe hinauf.

„Ich muß Sie bitten, mich hier zu erwarten; ich werde gleich wieder bei Ihnen sein," sagte sie.

(Fortsetzung folgt.)

Der Kreis.

Eine Novelle aus der Zeit des dreißigjährigen Krieges.

Von Walter Flex.

In den Trümmern eines gebrandschatzten Walddorfes zwischen Fürth und Stein hatte sich eine friedliche Dragonerpatrouille eingenistet. Durch die klaffenden Dachsparren des Pfarrhauses schüttete die frostige Septembernacht ihre unregelmäßigen, harten Schauer gegen triefende, moderflackrige Kalkwände und auf den Fußboden der Kammer, der aus festgestampftem Kuhmist bestand und fast das Aussehen eines verwilderten Stückes Landstraße hatte.

In einem Winkel des Gelasses, der noch am meisten von einem letzten Rest überhangenden Dachwerks beschirmt war, saß ein Dragoner, in mehrere verwaschene Soldatenmäntel zu einer unförmigen Masse verpackt, und unterhielt ein brandig qualmendes Feuer in einer ausgeworfenen Grube. Neben ihm lag ein getürmter Haufen von zerbrochenem Holzgerät, Gebälktrümmern und feuchtem Reisig, aus dem er die schwelende Glut nährte. Seine Kameraden hatten sich, um ein Dach über dem Kopf zu haben, in die muffigen Winkel des triefend feuchten Kellers verkrochen. Der verwitterte Bursche mußte bis zum Morgengrauen wachen. Der Wald wimmelte von unsauberem Gesindel, mißhandelten, gebrandschatzten Bauern, die in ihrer hungertollen Wut schlimmer waren als angeschossene Keiler

In das verwilderte Gesicht des Dragoners hatte sich, unvertilgbarer als Rost, eine harte Verdrossenheit eingefressen, die nicht auf Rechnung der unwirtlichen Nacht, sondern langer, erbarmungsloser Kriegsjahre zu setzen war. Mechanisch arbeiteten sich in regelmäßigen Pausen seine breiten Hände, dunkel wie ein regenfleckiges Leder, aus den hüllenden Mänteln und wühlten unter dem Holzhaufen nach einem trockenen Scheit, um das Feuer zu unterhalten. Der beizende Qualm, der in wolkigen Schwaden durchs Zimmer ging, verzog das wetterharte Gesicht des Mannes noch mehr, daß es aussah wie eine starre, fratzenhafte Maske von Weltverachtung und haßerfüllter Verbitterung.

Mit einmal ließen die Hände einen Ast, von dem sie eben den grauschwarzen Schwammansatz abstreiften, fallen und griffen nach einem dünnen, rötlich gebeizten Brett, das aus der Füllung einer Schranktür herausgebrochen schien. Irgend etwas an dem armseligen Holz schien bemerkenswert. In die Züge des Soldaten trat ein Zug starrender, gedankenloser Aufmerksamkeit, die langsam und schwerfällig Leben gewann.

Für den Dragoner war es ein Stück Vergangenheit.

In den Werkstätten von Augsburg und Prag hatte er einst selbst solche Stücke geliefert. Aber besser! Wahrhaftig, der Meister wäre ihm über den Pelz gekommen, wäre er so schluddrig mit dem Messer übers Holz gefahren. . . . Hier mußte der Bogen noch unterhöhlt werden, hier die

Kante abgeschliffen und hier — lieber Gott, wer würde diese Sudelei für Pergament halten können! Bestenfalls für eine Schicht von Schieferplatten konnte man es halten. Aber freilich, wer mochte an dieses armselige, unsauber gehobelte Stück Fichtenholz soviel Arbeit wenden? In Prag, ja das war ein ander Ding! Schweres, altes Eichenholz, braun und glatt wie die Wangen einer Zigeunerdirne . . . wehe dem, der ein Stück verdarb!

Wäre er in Prag geblieben, so wären's wohl eine Handvoll Jahre, die abgelaufen wären. Nichts weiter. Zwölf Jahre. Ein junger Meister würde er heute sein, der Jüngsten einer. . . . So aber waren es nicht zwölf Jahre, es war ein verpfuschtes Menschenleben, sein Leben, denn — bah, es lohnte sich nicht, daran zu denken, was noch übrig war! Es war ein altes, rostbrüchiges Stück Eisen, gut zum Fortwerfen. Nichts weiter.

Er erinnerte sich, wie er in Prag den Gesellenkittel abgestreift hatte. Das war, als die Ligisten in der Stadt Kehraus hielten und die böhmischen Knechtlein aus ihren Löchern räucherten wie Ungeziefer. Mit leeren Taschen, so waren sie über die Mauern gestiegen, am Abend versoffen sie als große Herren den Schweiß der Bürger. Silberne Ketten waren denen als Hosenbund gerade noch recht.

Ein Rotschmiedegesell hatte es ihm vorgemacht. Recht als ein Türk war er mit dem Hammer auf einen verwundeten Böhmen losgegangen und hatte ihm den Rest gegeben, um sich zur Stund in dessen Reiterkleid und Gamaschen zu den ligistischen Fahnen zu kehren. Dem hatte er's nachgetan. Ein hartes Stück Arbeit war es gewesen, den Beilschlag ins Genick des böhmischen Reiters zu tun.... Am Abend war er dem hellen Haufen zugelaufen und hatte sich von dem Ligistenobersten Kratz anwerben lassen mit einem Herzen prall von großmäuligen Hoffnungen. . . . Jetzt könnte er Meister zu Prag sein — — —

Die Gedankenkette des Dragoners riß klirrend auseinander. Vom Rücken her hatte sich ein zerlumpter Bauernjunge durchs Fenster angeschlichen und schmetterte eine eiserne Hacke jäh auf das unbeschirmte Haupt des Soldaten nieder. Der brach lautlos in sich zusammen, ohne auch nur zu begreifen, daß man ihn niedergeschlagen.

Einige Minuten später schwang sich, der als Dorfteufel gekommen war, als reisiger Kriegsknecht wieder durchs Fenster und entlief mit einem Herzen, das von wilden Hoffnungen tobte, durch den Wald zu den Lutherischen. Soldat sein! Herr sein —! . . . Die qualmende Glut des Feuers in der Grube schwelte über dem nackten Leichnam des Dragoners.

Braun.

Tierskizze von **Woldemar von Bosenstein.**

Hell steht der Himmel über den in herber Landschaft ragenden Granitfelsen. Zwischen und auf ihnen, an unmöglichen Stellen zäh wurzelnd, grüßen schlanke Birken und ernste Fichten. Tiefe Schwermut breitet sich über diesen Erdenfleck, dessen Winter sieben Monate dauert.

Nun aber ist's Frühling. Jäh und stürmend ist er ins Land gekommen. Rauschende Wildbäche führten den geschmolzenen Schnee zu Tal, nun sind die Blumen des Nordlands, Löwenzahn, Löwenmaul und die märchenzarten Blauglocken aufgeblüht. Hoch im leuchtenden Firmament steht die Heidelerche; jubelnd klingt ihr schlichtes Frühgebet.

Bis nahe zur Schneegrenze erklettert der Birkenbusch die Hänge ringsum. Dort kauert mürrisches Knieholz das nur unwillig sein Reich Moosen und Flechten überläßt, die dem Gebirge den Charakter der Hochtundra verleihen.

In einer durch herabstürzende Felsbrocken gebildeten Höhle, deren Eingänge wirres Strauchwerk halb verbirgt, ist die Klause des braunen Waldkönigs.

Augenblicklich befindet sich der Herr in übelster Laune. Die nächtliche Streife zum Ödhof drunten hat ihm nämlich, statt der erhofften Beute, eine Ladung Hagel in die rechte Hinterpfote eingebracht. Daher knurrt nicht nur der leere Magen, sondern auch die Wunde brennt ganz höllisch.

So muß sich Meister Braun zunächst nach Kühlung umsehen. Zum Glück ist's nicht weit zur Schneehalde, die eine famose Wundsuhle abgibt, während der Quell zum Schlammbad und der trocknende Lehm zum Verband wie geschaffen ist.

Doch jetzt meldet sich unwiderstehlich der Hunger, der — nach uralter Bärenweisheit — bei einem Fieberkranken nicht mit hitzendem Fleisch gestillt werden darf, weshalb man sich, gleich einer rechtschaffenen Kuh, ans Weiden begibt. Moose und Flechten munden vortrefflich, zumal wenn sie mit Erde und Wurzeln gemischt sind und ab und zu ein Käfer sie würzt.

Bald ist das Mahl beendet und zufrieden trottet Meister Braun heimwärts.

Schöne Bilder umgaukeln den Schlummernden, leise träumend erinnert er sich der Bienen drunten im Oedtal. Honig! . . . Honig!! . . . Wie fährt die blaue Zunge im Schlaf leckend über die Nase.

Zwar — ganz einfach ist die Erlangung dieser herrlichen Leckerei nicht; hat doch Freund Raste, der Oedhofbauer, die Bienenstöcke hoch in die Äste der Fichten gehängt. Da heißt's eben jonglieren.

Kurz ist die Frühlingsnacht, purpurn steigt's über dem Meere auf — die Bergkuppen goldig färbend. Weiß braut es aus den Niederungen — es ist Zeit zum Aufbruch.

Meister Braun erhebt sich, schüttelt den Pelz und schreitet, nur wenig hinkend, talwärts. Die gut ausgeheilte Wunde schmerzt kaum mehr und hindert sicherlich nicht am Klettern.

Lautlos wird der Ödhof passiert. Die verhaßten Renntierhunde schweigen. Nun noch sorgfältig Wind genommen und den Boden untersucht. Zwar riecht die Menschenfährte noch ein wenig, doch scheint der Geruch alt. Bald wehen berückende Düfte: hier steht der Baum, der den größten Bienenkorb trägt.

Langsam richtet Braun sich auf. Da fallen seine Blicke auf ein Gestell, das früher nicht da war. Bedächtig wiegt er den Kopf hin und her, überlegend und schnaubend.

Doch sieh da: Am Stamm klebt ja Honig. Wie muß es da erst oben aussehen! Während er rasch die Kostprobe ableckt, schwinden seine letzten Bedenken in dem berückenden Duft. Ohne Besinnen klettert er hinauf. Hei, wie schnell das geht! Von einer Wunde merkt er nichts mehr.

Summen umtönt ihn, als er die Plattform des Gestells erreicht, in deren Mitte ein Riesenklecks Honig klebt.

Doch was ist das! Das Ding fängt plötzlich an zu rutschen und schwebt mit seiner braunen Last in einer Höhe von zwanzig Metern über dem Erdboden sanft aber stetig von dem Stamm hinweg, bis es gerade in der Mitte zwischen zwei hohen Fichten Halt macht.

Hu, ist das ungemütlich! Zwar ist man schwindelfrei, aber die Geschichte schwankt gleich einer Schaukel, jeder Schritt bringt einen in Gefahr, kopfüber hinunterzuschießen. So muß man denn wohl oder übel mäuschenstill auf seinem Zimmermannsstuhl sitzen und der Dinge harren, die da kommen wollen.

Und die kommen leider nur zu bald! Zwei Stunden mögen wohl verstrichen sein, seit der sonderbare Bienenliebhaber die unfreiwillige Schaukelfahrt angetreten hat, da wird es unter ihm sehr lebendig. Man hört das Bellen von Hunden, dazu das freudige Geschnatter aufgeregter Menschenstimmen.

Freund Raste, der ihm den Schabernack gespielt hat, saß nämlich unterm Wind ganz in der Nähe und hatte den Vorgang beobachtet. So leise und schnell es ging, eilte er ins Haus. Sein Sohn warf sich halb angezogen auf den festen Pony und jagte mit Windeseile zu den nächsten Gehöften. Bald war wohl ein Dutzend Männer mit Hunden und Gewehren zur Stelle.

Furchtbar heult und schnaubt unser Braun in den Lüften. Er sieht sich hintergangen und betrogen und kann nichts tun, als stillzuhalten — eine lebende Zielscheibe, die sich prachtvoll gegen den tiefblauen Morgenhimmel abhebt. Bald geht wirklich das Geknalle los. Und wenn auch über die Hälfte der Schüsse aus den vorsintf'utlichen Blasröhren daneben geht, einer bohrt sich ihm doch in die Weiche.

Vor Wut und Schmerz laut aufbrüllend und jede Vorsicht vergessend, schnellt er hoch, um im nächsten Augenblick in wilder Fahrt in die Tiefe zu sausen.

Hier haben fürsorgende Hände Granitfindlinge zu einem weichen Empfangspolster aufgebaut, auf das er, schwer aufschlagend und einige Sekunden lang betäubt, herabstürzt. Im Nu sind sämtliche Hunde auf ihm. Sie hüten sich wohl, seinen furchtbaren Tatzen zu nahe zu kommen und halten ihn an den Ohren, im Nacken und am Hinterteil wie mit Zangen fest.

Derweil rennen drei Jäger ihm ihre Lanzen in die Brust. Zwar zersplittert die eine unter dem furchtbaren Biß der knirschenden Zähne des im Todeskampf sich windenden Tieres, doch dann, mit tiefem Stöhnen, entflieht das Leben.

Im Triumph und nicht ohne Mühe tragen ihn die zwölf Männer auf einer schnell hergerichteten Bahre zum Gehöft. Dort rüstet man schon zum kommenden Festmahl — denn Bärentatzen und Bärenschinken sind ein seltener Genuß.

Aus dem lichtgrünen Birkengestrüpp seiner Behausung aber klingt es wie leises Weinen — wie wenn zarte Elfenstimmchen um den lieben Waldgenossen klagten. Doch es wird wohl nur der Wind gewesen sein, der durch die Felsspalten seiner verlassenen Wohnung strich . . .

Blauer Dunst.

Tabak-Anekdoten über berühmte Männer.

Mitgeteilt von K. F. Grün, Berlin.

Der Schützenverein einer sächsischen Kleinstadt feierte sein 75jähriges Bestehen. König August hatte sein Erscheinen zugesagt. An dem Festtag hatten die Schützen vor dem Bahnhofsgebäude, zwei Glieder tief, Aufstellung genommen. Der Sonderzug fuhr ein, aber Herr Schulze im zweiten Glied konnte sich noch immer nicht von seiner „Giftnudel" trennen. Erst kurz vor dem „Stillgestanden!" ließ er die halbgerauchte Havanna mit Pfälzer Deckblatt in dem Lauf seiner Donnerbüchse verschwinden. — Der König geht die Front ab, unterhält sich mit seiner bekannten Leutseligkeit mit verschiedenen Schützen, und gewahrt Schulzes Zigarrenetui. Ein verständnisvolles Lächeln zuerst. Dann die Frage: „Sind Sie Soldat gewesen?" — „Nein, Majestät." Mit einem schmunzelnden Blick auf den rauchenden Flintenlauf meinte der König: „Das scheint mir auch so, denn Sie schießen noch immer nicht mit rauchlosem Pulver!"

*

Friedrich der Große war im Gegensatz zu seinem Vater Friedrich Wilhelm I., dem Gründer des Tabakkollegiums, zwar kein Raucher, dafür aber leidenschaftlicher Schnupfer. Er trug, wie auch Napoleon I., den Schnupftabak ohne Dose lose in der Westentasche, die deshalb mit Blech ausgeschlagen war. Wie so vieles andere, über das der Philosoph von Sanssouci nachgrübelte, wollte er auch das Problem lösen, welches die gesündeste der drei Arten von Tabakgenüssen sei. Er wählte unter seinen „langen Kerls" geeignete Versuchsobjekte aus, von denen der eine nur rauchen, der andere nur schnupfen und der dritte nur kauen durfte. Die Ärmsten standen ständig unter schärfster Kontrolle.

Der Raucher starb zuerst. Dann folgte ihm der Schnupfer zur großen Armee und zuletzt schied der Kauer aus dieser Zeitlichkeit. Aber — alle drei waren über 80 Jahre alt geworden.

*

Budde, der Minister für öffentliche Arbeiten in Preußen, befand sich auf einer Dienstreise. Der Minister, der passionierter Nichtraucher war, machte seinen Reisegefährten, der sich angelegentlichst mit einer mächtigen Upmann unterhielt, höflich darauf aufmerksam, daß in dem Abteil das Rauchen nicht gestattet sei. Der andere nahm davon Kenntnis und qualmte ruhig weiter. Darüber riß dem Angeräucherten der Geduldsfaden. Er machte sein Gegenüber nochmals auf die Unzulässigkeit seiner Handlungsweise aufmerksam, mit dem Beifügen, daß er ein Recht und sozusagen die Pflicht habe, auf genaue Befolgung der Eisenbahnvorschriften zu achten, er sei der Minister Budde. Dabei überreichte er ihm seine Karte.

Der andere steckte die Karte ohne ein Wort der Erwiderung zu sich, rauchte seine Zigarre weiter und verließ mit dem Glimmstengel im Munde auf der nächsten Station das Abteil. Der Minister, über dieses Verhalten empört, rief den Stationsvorsteher, erklärte ihm den Sachverhalt und ersuchte um Feststellung der Personalien.

Ohne mit der Wimper zu zucken, zog dieser die Karte Buddes aus seiner Brusttasche, händigte sie höflichst dem Beamten aus und verschwand in der Menge. Der Stationsvorsteher liest die Karte, schüttelt den Kopf, tritt an das Abteil und erklärt seinem höchsten Vorgesetzten: „Mein Herr, hier muß ein Irrtum vorliegen. Das war ja der Minister Budde eben."

*

Als der spätere Papst Leo XIII., ein starker Schnupfer, noch Nuntius am Hof zu Brüssel war, zeigte ihm ein als Lebemann bekannter Marquis eine Schnupftabaksdose aus kostbarem Material, auf deren Deckel eine nackte Frau in nicht gerade dezenter Stellung abgebildet war. „Und was sagen Eminenz zu dieser Dose?"

Kardinal Joachim Pecci betrachtete anscheinend sehr eingehend das „Kunstwerk", gab es dann seinem Besitzer wieder zurück und meinte: „Ein teures Stück und eine hübsche Dame. Wohl die Frau Marquise?"

Der Marquis soll die Dose keinem Geistlichen mehr gezeigt haben.

*

Liszt gab in Madrid ein Konzert und quälte sich in der Pause — er war leidenschaftlicher Raucher schwerer Sorten — mit einer schlecht brennenden Zigarre ab. Schließlich warf er sie weg und bemerkte dabei: „Dieses Kraut hier in Madrid ist ungenießbar!" Der neben ihm stehende Bankier Manzanares aber war anderer Ansicht: „Es gibt auch gute, Maestro. Wenn ich mir erlauben darf, werde ich Ihnen einige als Präsent zustellen." — Liszt sagte nicht nein, wartete jedoch vergebens auf das Versprochene. Bei seiner Abreise schickte er dem Bankier eine Kiste mit 100 Havannas und legte seine Karte bei.

Manzanares wußte erst nicht recht, wie ihm geschah, entsann sich aber bald seines Versprechens und sagte einen Boten hinter dem Abgereisten her, der das Liszt'sche Gefährt auch am folgenden Tag einholte. Der Kurier trat an den Wagenschlag und entledigte sich seines Auftrages: „Gnädiger Herr haben einen Ihrer Koffer vergessen." — Es war eine Kiste mit 10 000 Stück feinster Felix-Brasil.

Bunte Chronik

* **Der Abgeordnete mit dem Damenhut.** Die Geschäftsordnung des englischen Unterhauses schreibt den Abgeordneten bei Begründung eines Gesetzentwurfes bedecktes Haupt vor. Als dieser Tage nun der Abg. Buchanan zur Begründung eines Gesetzentwurfes aufgerufen wurde, bemerkte er, daß er seinen Hut in der Garderobe gelassen hatte und griff im letzten Augenblick nach der Kopfbedeckung seines Nachbarn, in diesem Falle allerdings nach dem Frühjahrshut der Abg. Wilkenson. Es entstanden daher wahre Lachorkane bei seiner Rede.

Lustige Rundschau

* **Der Schlauberger.** „Papa, darf mich der Lehrer bestrafen wegen etwas, was ich nicht gemacht habe?" „Nein, mein Junge, das dürfte er wohl nicht." „Er hat mich aber heute bestraft, weil ich meine Rechenaufgaben nicht gemacht hatte."

*

* **Erschöpfende Auskunft.** „Die Figur ist ja auffallend billig. Aus welch einer Masse ist sie denn?" „Aus einer Konkursmasse."



Auflösung des Rätsels aus Nr. 64.

Kreuzworträtsel.

■	■	1 r	2 a	3 n	4 g	■	5 l	6 o	7 r	8 e	■	■
12 p	■	2 a	l	o	e	■	6 i	d	o	l	■	21 r
13 o	13 d	■	3 p	r	r	■	7 s	e	m	■	17 a	e
14 l	o	14 t	■	4 a	d	■	8 s	m	■	18 a	l	m
15 e	g	a	15 l	■	34 a	35 j	a	■	19 b	l	a	u
16 n	e	g	u	16 s	■	u	■	20 i	l	t	i	s
■	■	■	35 s	l	29 e	■	36 n	n	o	■	■	■
9 a	10 r	11 i	e	r	■	34 s	■	21 n	e	22 g	23 e	24 r
10 s	o	h	n	■	25 u	t	30 e	■	22 m	o	d	e
11 l	o	s	■	26 u	r	■	30 b	31 k	■	23 a	e	g
12 e	n	■	27 u	r	l	■	31 e	l	32 i	■	24 r	e
n	■	28 o	l	g	a	■	32 n	a	b	33 e	■	r
■	■	29 b	l	a	s	■	33 e	r	o	s	■	■

Verantwortlich für die Schriftleitung Karl Bendisch in Bromberg. Druck und Verlag von A. Dittmann G. m. b. H. in Bromberg.